

Er und Sie und das Paradies

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 15

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

14. April

Frühling.

Von Otto Volkart.

Die Sonne über Berg und Tal,
Die Erde ist mit einem Mal
Voll Blüten dicht.
Glüh' Guß um Guß und Strahl um Strahl
In alle Seelen tausendmal
Die Lieb' ihr Licht!

Daß Kinderfrohsinn aufersteh'
Und Lebensmut nach Todesweh,
Gebenedeit!
Daß Trost für all das Leid gescheh',
Die Freiheit durch die Lande geh',
Heil! Gnadenzeit!
(„Menschentum“.)

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

Der Holznacht und Waldhüter Sepp Harter ging durch den Wald. Er trat mit schweren, genagelten Schuhen auf, hatte gütige, blaue Augen und einen rötlichen Bart. Auch rauchte er Tabak, und zwar einen so schlechten, daß es dem Juden Abner im Märchen nicht schwer gefallen wäre, seine Spur zu finden.

Er führte einen zehnjährigen Knaben und ein siebenjähriges Mädchen an der Hand. Sie schauten mit Inbrunst zu ihm auf, denn er erzählte Geschichten. Wie die Birke eine verzauberte Prinzessin gewesen und in Troß und Hochmut sich ihrem Vater nicht habe fügen wollen, bis sie zur Strafe in einen demütigen und ewig sich beugenden Baum verwandelt worden sei. Jetzt warte sie vom Morgen bis zum Abend darauf, daß ihr verziehen werde. Und von der Buche erzählte er, unter der Maria mit dem Jesuskind geruht und die von ihren Nüßlein habe herunterfallen lassen, damit das Kind mit ihnen spiele. Sie sei dafür gesegnet worden, und kein Blitz dürfe einen Menschen treffen, der unter ihr Schutz suche. Er erzählte von den Farnkräutern, die es schon so zierlich schon vor Tausenden von Jahren gegeben und die man, in Stein gebannt, jetzt noch finden könne. Die hätten Dinge gesehen, von denen sich die Menschen von heutzutage keinen Begriff machen könnten.

Martins zarte Wangen färbten sich rot ob dem allem. Lis aber sagte, daß sie das nicht glaube. Es gebe keine steinerne Blätter. Sie nickte gnädig, als Sepp ihr vorschlug, mit ihm in sein Häuschen zu kommen, um sich solch eine steinerne Pflanze anzusehen. Lis war das Töchterchen

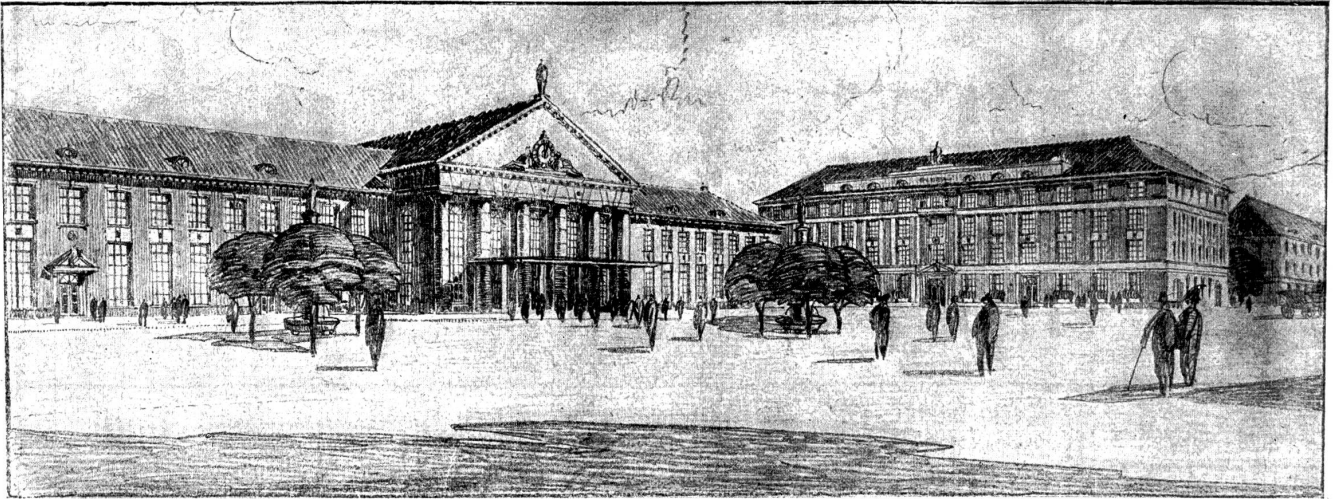
der Mutter Marei, die Martins Vater, Stefan Born, den Haushalt führte, seit ihm seine Frau gestorben. Er hatte Marei samt ihrem Töchterchen bei sich aufgenommen und die beiden Kinder waren zusammen aufgewachsen. An ihren Vater erinnerte sich Lis nicht, denn ihre Mutter sprach nie von ihm.

Als Lis fünf Jahre alt war, weinte sie, wenn Martin nicht tat, was sie wünschte. Als sie sechs Jahre zählte, lachte sie und erreichte so ihren Willen, und als des großen Schmiedes zarter Junge zehn Jahre alt war, da hatte er sich schon so daran gewöhnt, Lis nachzugeben, daß er es gar nicht merkte, wenn er es tat.

Mutter Marei hatte da tüchtig mitgeholfen. Wenn Lis geweint hatte, waren die Püffe und gelinden Ohrfeigen nur so um Martin herumgeflogen, einerlei, was der Grund der Tränen gewesen. Hatte sie es für gut befunden, ihn beim Schmied zu verklagen, so war die Strafe der Anklage auf dem Fuße gefolgt.

Im Hause Stefan Borns machte man kein langes Federlesens mit den Kindern. Aber ein für allemal kam Lis besser weg als Martin, denn Mutter Marei stand einer Löwin gleich vor ihrem Töchterchen und wehrte verdiente, oder gar unverdiente Strafen mit gewichtigen Tagenschlägen von ihr ab.

Martins eigentliche Heimat war bei Sepp, dem Waldhüter. Der war der Vertraute der Kinder in allen Dingen. Er hatte sich ein Häuschen am Waldrand gebaut, das vollgepfropft war mit merkwürdigen Dingen, Mineralien, Holz-



Wettbewerb für Fassaden-Entwürfe zum Bahnhof- und Post-Neubau in Biel. 1. Preis. Verfasser: Moser & Schürch, Architekten in Biel.

sammlungen und getrockneten Blumen. Vogelskäfige waren da mit zahmen Staren, Eichhörnchen liefen herum und ließen ihre beerenschwarzen Neuglein neugierig auf jedem Besucher ruhen, haschen ließen sie sich aber nicht. Bücher lagen auf einem Brett, da unter ein lateinisches Wörterbuch und eine Bibel. Darin war der Tod eines jeden Tieres, da Sepp je befaß, aufgezeichnet und der Name mit einem Kreuz versehen.

Der Base Marei war der Sepp zu bärtig, zu sonderbar. Er roch ihr zu sehr nach dem schlechten Tabak, den er rauchte. Aber die Kinder überließ sie ihm gerne, konnte sie doch derweil fegen und putzen und sich und ihr Haus ganz in Reinlichkeit untertauchen.

Wenn der Sepp des Abends vor seinem Häuschen saß und an einer seiner Stabellen (hölzerne Baiernsfüße) herumschnitzte und der Martin saß bei ihm und sagte, daß die Vögelchen schwiegen und Lis leise auftrat, da in meinte er im Paradies zu sein.

„Ich glaube, die Engel singen,“ sagte er, wenn Martin schwieg.

„Wenn ich doch einmal einen Engel sähe,“ sagte Martin. „Ich wollte ihn so lieb haben.“

„Aber nicht lieber als mich,“ begehrte Lis.

„Ach, Engel hat man ganz anders lieb. Wie den Sonntag, oder wie das, was man denkt. Oder wie die Sterne.“

„Sepp, denk, der Martin hat einmal einen Engel fangen wollen,“ erzählte Lis und lachte. Martin wurde langsam rot.

„Du mußt nicht lachen,“ bat er und wartete sich an Martin, damit er seinen Wunsch verstehe. „Ich habe mir das immer gewünscht. Ich dachte, wenn sie doch um mein Bettlein herumstünden und mich hüteten, so könnte ich vielleicht einen von ihnen festhalten. Alle Abende habe ich meine Arme zum Gitter hinausgestreckt. Ich wollte den Engel an den Flügeln in mein Bett ziehen und so lieb haben. Oh! Ich dachte, wie weich die Flügel sein müßten und wie süß seine Stimme. Aber ich habe keinen fangen können. Mutter Marei hat einmal die Milch auf meinem Stuhl stehen sehen und hat sie weggenommen. Da sind sie natürlich nie gekommen.“ Es klang wie Wehmut aus der Stimme des kleinen Burschen.

„Engel sind schwer zu fangen,“ sagte Sepp, „schwerer noch als Wildtauben.“

Seit Lis zur Schule gegangen, hatte sie nur Einsen mit nach Hause gebracht. Ausgenommen im Betragen.

Wenn der Lehrer ihr befahl, stille zu sitzen, sagte sie: „Das kann ich nicht, Herr Lehrer,“ und er glaubte es ihr. Als jedes Kind sich ein Gärtlein halten durfte, steckte sie einen Sonnenblumenkern in die Erde und sagte zu ihm: „Jetzt wach!“ und kümmerte sich nicht mehr um ihn. Aber den ganzen Sommer über konnte sie, wie Jonas unter der Kürbistaube, in seinem Schatten sitzen.

Martin zog sich Winden, weil sie den Schmetterlingen glichen, wenn sie so auf den schwanken Stengeln saßen. Er lernte gern und las, wo er ein Buch erwischen konnte. Schulmeister wollte er werden, das hatte er längst mit Sepp ausgemacht. So lange er denken konnte, hatte der Sepp ihm gepredigt, daß Bildung das schönste sei. Diesem Ziel jagte der Knabe nach.

Man konnte nicht behaupten, daß der Schmied sich über diesen Entschluß besonders gefreut hätte. Auch der Lehrer hatte gemeint, Martin sollte lieber ein Handwerk betreiben, das ihn festhalte und ihm das Träumen austreibe. „Er hat Augen wie ein Luchs,“ hatte er gemeint. „Im Wald kennt er jeden Halm, jeden Baum, jeden Vogel und jeden Pilz. Aber das sind brotlose Künste. Nehmt ihn ins Handwerk, Meister Stefan.“ Weil aber des Schmieds verstorbenes Weib, die Lore, gewünscht, daß ihr Bube Lehrer oder Pfarrer werden sollte, so tat er dem Jungen den Willen. Mörgelte die Mutter Marei allzuviel an ihm herum, so brummte der Schmied und sah die dicke, rotbackige Frau aus seinen buschigen Augenbrauen heraus grimmig an. „Laßt ihn in Ruh, Base, er ist aus anderm Holz geschnitten als Ihr und ich.“

Am Sonntag sang Martin in der Kirche. Die Gemeinde sagte auf dem Heimweg: „Des Schmieds Martin kann's. Da fehlt sich nichts.“

Aber anders als in der Kirche klang seine Stimme im Wald. Rein und glücklich. Sepp brachte es nie übers Herz, Holz zu schlagen oder zu sägen oder sonst zu lärmen, wenn Martin sang. Da in schwieg auch Lis und tat Martin zu



Wettbewerb für Fassaden-Entwürfe zum Bahnhof- und Post-Neubau in Biel. 2. Preis. Verfasser: Schnell & Chévenaz, Architekten in Lausanne.

Gefallen, was er wünschte. Es geschah selten genug, denn das kleine Dirnlein kannte ihre Macht und gebrauchte sie. Sie brauchte ja nur das Mäulchen zu verziehen, und Martin tat, was sie wollte.

Die Zeit verging. Martin wurde lang und schmal. Seine Stimme klang beschämend heiser und miltönend und er klagte Sepp, daß ihm das Beste fehle, seit er nicht mehr singen könne. Sepp erzählte ihm die Geschichte vom häßlichen jungen Entlein und meinte, so würde es einmal seiner Stimme ergehen.

Lis lachte, wenn Martins Reden klangen als krähe er, und er wurde rot ob ihrem Spott, kränkte sich und ging seiner Wege.

Aber seine Gedanken waren doch bei Lis, und wenn sie vom Spielen kam und ihm erzählte, mit wem sie gelacht, gespielt, im Wald gewesen sei, wer ihr die Aufgaben gemacht, wer ihr einen Kranz gebunden, dann sah er ihr nur vorwurfsvoll in das Gesicht und versteckte sich mehr als vorher, machte lange Märsche und war bei alledem so unglücklich, als es ein sechzehnjähriger Bursche sein kann.

Wenn ihm so recht schwer ums Herz war, legte er sich in irgend einem versteckten Waldwinkel ins Gras und kreuzte die Arme unter dem Kopf. War es dann so ganz still um ihn herum und konnte er das Hüschen der Vögel auf den Reisern hören und das leise Knistern der Tannennadeln, dann nahmen seine Gedanken Form und Reim an und gingen und kamen ohne seinen Willen, und er mußte ihnen, gleich bunten, kostbaren Schmetterlingen, nachjagen. Es bildete sich ihm Vers um Vers. Ihm unbewußt, ungewollt, sangen die Verse von Lis. Von ihrem braunschwarzen Haar, von ihren Augen, die glänzten, wie dem Wanderer ein fernes Licht glänzt, wenn er heimkehrt. Martin wußte es kaum, daß er von ihrer Stirn und ihren Wangen, ihren braunen Händen und ihrem Mund redete, und war sich nicht bewußt, ob er träumend denke oder denkend träume. Es ergriff ihn aber dabei eine so große Sehnsucht nach Lis, daß er aufsprang, sie zu suchen.

Hatte er sie gefunden, fragte er sie langweilige Dinge,

nach ihren Schulaufgaben oder ihrem Gärtchen, das ihr so gleichgültig war, oder ihren Kaninchen, die wohl ihr gehörten, die aber Martin fütterte, sollten sie nicht zugrunde gehen. Von allem aber, was er im Wald geträumt, sagte er ihr kein Wort. Sie hätte ihn auch nur ausgelacht.

Nie fiel es Martin ein, aufzuschreiben, was er sich im Wald gedacht und das ihn so glücklich machte, während er es dachte. Nie redete er Sepp gegenüber davon, und vergaß es selbst, daß beseligende Stunden sein gewesen.

Die Zeit war da, Martin sollte seine drei Seminarjahre antreten. Als er kam, um von Sepp Abschied zu nehmen, warf er sich ins Gras und rupfte Halme aus, damit ihm die Tränen nicht kämen.

„Bist jetzt ein großer Bursche, Martin, mußt deinen Paßen tragen wie andere auch. Drei Jahre sind bald herum. Und kommst du heim, nachher klingt es dir noch ganz anders im Wald, dann hörst du erst die richtige Musik. Und ich und die Lis . . .“ Jetzt wurde Martin erst recht das Herz schwer. Lis mußte er hier lassen. Sie konnte im Wald herumspringen und er war nicht dabei. Schlimmer, andere waren dabei. Martin sprang auf. Es wuchs ihm eine wilde Kampfeslust gegen Trauer und Heimweh. Die sollten ihn in den drei Jahren nicht hindern, vorwärtszukommen, und wenn er wieder da war, sollte Lis nicht mehr über ihn lachen und nicht mehr mit andern herumlaufen und allein mit ihm durch den Wald gehen.

„Du bist still,“ sagte Sepp, der auf einem Baumstamm saß und die gefalteten schweren Hände zwischen den Knien hielt. „Nimm's dich so mit?“

„Nein. Aber versprich mir, daß du mit Lis von mir redest. Sie soll mich nicht vergessen.“ Sepp riß seine Augen auf und pfiß lange und leise durch die Zähne. „So?“ Er nickte eifrig mit dem Kopf.

„Von wem sollte ich mit ihr reden als von dir?“ fragte er. Dann reichte er Martin die Hand. „Bleib gesund. Und vergiß nicht, mir das Buch über die Pilze zu schicken.“ Damit drehte er sich um und fing an, Holz, das herumlag, aufzubeigen. Martin ging. Er hätte dem Wald gerne ein



Wettbewerb für Fassaden-Entwürfe zum Bahnhof- und Post-Neubau in Biel. 3. Preis. Verfasser: Franz Trachsel, Architekt in Bern.

Abschiedslied gesungen, aber er ließ es und ging schweigend den Weg entlang, auf dem die Sonnenlichter tanzten. Leb wohl, Wald, Schönstes was es gibt, dachte er. Da kam Lis daher und lachte ihn von weitem an. Schönstes und Liebstes, dachte er schnell, schöner als alles! Aber es tat ihm um des Waldes willen leid, daß er so dachte. Er kam sich treulos vor . . .

Auf Martins gradbeinigem Tischchen in seiner fahlen Seminarstube standen allezeit Blumen oder Zweige, Hölzer, die Sepp geschnitten und poliert hatte, versehen mit Zetteln, die den Standort bezeichneten, die Muttererde und Art der der Bäume und Weise. Oft lag ein Brief von Sepp dabei. Von Lis hörte Martin nicht viel.

Sepp erzählte hie und da von ihr. Martin wußte nicht, daß der Getreue das nur nach langem Nachdenken tat und sich ernstlich quälte, wie er es anzufangen habe, dem Jungen von Lis zu erzählen, ohne ihm Heimweh zu machen und ohne das zarte Feuer anzufachen, das Sepp in Martins Augen hatte brennen sehen. Konnte er ihm erzählen, wie schön das Dirnlein wurde, wie das Spiel ihrer anmutigen Glieder sich mit jedem Jahr rundete, wie ihre Augen feurig wurden und schalkhaft zugleich blickten, weil es ahnte, daß alle, die sich seiner freuten, ein Spielball waren in seiner Hand?

(Fortsetzung folgt.)

Wettbewerb für Fassaden-Entwürfe zum Bahnhof- und Post-Neubau in Biel.

Biel, die „Zukunftsstadt“, soll einen neuen Bahnhof und zugleich ein neues Post- und Telegraphengebäude bekommen. Beide Bauten sollen an den erweiterten, nach Südwesten abgerückten Bahnhofplatz zu stehen kommen. (Siehe den Lageplan S. 173.) Die maßgebenden Behörden haben zur Gewinnung guter Fassaden-Entwürfe unter den schweizerischen Architekten einen Preisbewerb veranstaltet, dessen Resultat kürzlich in der „Schweizerischen Bauzeitung“ (Bd. LXIX Nr. 5 und 6) veröffentlicht wurde. Das Preisgericht bestehend aus den Herren Generaldirektor Sand, Oberpostdirektor Stäger, Architekt Baumgartner, Architekt Weber, Adjunkt der eidgenössischen Baudirektion, alle in Bern, und den Herren Chamorel & Laverrière, Architekten in Lausanne, Stadtpräsident Leuenberger in Biel, Architekt Nisch in Chur und Professor Rittmeyer in Winterthur,

legte durch seinen Spruch vom 13. Dezember 1916 folgende Rangfolge und Preisverteilung fest unter den 7 besten von 43 eingereichten Arbeiten:

1. Rang: Entwurf „Au pied du Jura“. Verfasser Moser & Schürch, Architekten in Biel; Preis: 3200 Fr. (Siehe Abb. S. 170.)
2. Rang: Variante „Biel-Bienne, Alles aussteigen!“ Von den gleichen Verfassern (ohne Preis).
3. Rang: Variante „Chanterelle“. Verfasser: Schnell & Thévenaz, Architekten in Lausanne; 2500 Fr. (Siehe Abb. S. 171.)
4. Rang: Entwurf „Dampfross und Brieftaube“. Verfasser: Franz Trachsel, Architekt in Bern; 2300 Fr. (Siehe Abb. S. 172.)